Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Sonntag den 14. Juli 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 56.

Abenteuer eines Engländers in Westindien

während der Revolution in St. Domingo.

(Aus dem Tagebuche eines seiner Freunde.)

Die englische Marine besitzt mehr als Ein Original, und Lord Camelford ist nicht das mindeste unter ihnen. Man muß nun, da er alt geworden, die seltsamen Anekdoten, welche sein merkwürdiges Leben in jeder Richtung durchkreuzt haben, erzählen und mit philosophischen Reflexionen durchweben hören. Seine Freundschaft ist mir so theuer als seine originelle und pikante Unterhaltung mich erfreut.

Wir trafen uns im vorigen Jahre in dem Landhause eines gemeinschaftlichen Freundes und gingen an einem Regentage miteinander in dem Gewächshause, einem der schönsten in England, umher. „Sie sind in St. Domingo gewesen," sagte er, „und Sie kennen Port au Prince. Das war zur Zeit der französischen Herrschaft ein abscheuerlicher Platz und ich kann ein Liedchen davon singen. Gefangen genommen von den Franzosen, wurde ich zuerst in das gemeine Gefängniß dieser Stadt gebracht; dann wies man mir meine Wohnung bei einem französischen Kaufmanne, Leflers, an. Ich fand ein fast leeres Haus, das durchaus nichts enthielt, was dem Luxus und dem Reichthume glich, die schönsten Meubles waren in den Keller geschafft und in der ganzen Wirthschaft herrschte eine affectirte Sparsamkeit; die Stadt war eine wahre Räuberhöhle geworden; Niemand wußte, wenn er des Abends ausging, ob ihn der andere Morgen noch lebend antreffen würde.

Denken Sie sich den tollsten jungen Mann, der immer darauf dachte, die Leute zu mystifiziren oder einen guten oder schlechten Spaß mit ihnen zu machen; das war ich. Mein Aufenthalt als Kriegsgefangener zu St. Domingo langweilte mich um so mehr, als ich mich nicht einmal als einen Feind derjenigen ansehen konnte, die mich gefangen genommen hatten. Toussaint Louverture befehligte in Port Louis, und unter seiner traurigen Herrschaft bezeichneten die Unordnung, der Mord und Raub die Geburt der Neger-Republik. Die französischen Republikaner, das muß ich sagen, standen an Rohheit und Raubgier ihren afrikanischen Gegnern durchaus nicht nach. Dieselbe Wuth, dasselbe Vergessen aller Menschlichkeit, alles Mitleides und jeder Moral, dieselbe Raub- und Mordlust schien mit dem Blute in den Adern dieser Menschen zu strömen, die aus der Hölle heraufgestiegen zu seyn schienen. Ein schwarzer Gefangener, der den Franzosen in die Hände fiel, erduldete schreckliche Martern; ein von den Schwarzen gefangener französischer Offizier wurde verbrannt und von den Kannibalen mitunter wohl gar verzehrt. Ich weiß nicht, was mich verhinderte, die teuflischen Saturnalien in Port Louis und der Umgegend mit Schauder anzusehen. Die Neuheit der Gegend, mein fröhlicher Sinn, die Sorglosigkeit, an welche ein Seemann gewöhnt ist, das kostbare und seltene Glück, an Allem Freude zu finden und überall das Beste zu sehen, hielten mich in diesen blutigen Scenen aufrecht. Ueber die Figuren des Hausbesitzers, bei dem ich einquartirt war, mußte ich lachen, und ich übte an ihm alle Neckereien aus, die mir einfielen. Die guten Neger, die militärischen Affen, deren breite Schultern so wohlgefällig die doppelten Epaulettes trugen, waren für mich eine unerschöpfliche Quelle von Spaß, und wenn ich einem die Klinge mit einem hölzernen Degen vertauschen, die Aermel an der Uniform zusammen nähen oder ihr weißes Riemenzeug gelb färben konnte, schätzte ich mich so glücklich, als habe ich eine Heldenthat verrichtet. Zwanzig Jahre, fünf Fuß sechs Zoll Größe, eine blinde Bravour, der nichts widersteht, weil sie die Hindernisse nicht kennt, ein leichtsinniger, heiterer, immer lächelnder Charakter, selbst bei Gefahren, alles dies trug dazu bei, daß man die Streiche, die ich fortwährend beging, gutmüthig hinnahm. Antoinette besonders war meine Beschützerin. Diese arme Antoinette, welche die Galanterien eines englischen Marineoffiziers, der sich langweilte, für baare Münze nahm, muß ich etwas näher beschreiben.

Sie war die schönste brünette Creolin, deren sich jene Gegend rühmen konnte, und man weiß, daß in den Kolonien die ins Graue spielenden Creolinnen die einzigen sind, deren Sitten, Charakter und Physiognomien sich durch markirte Originalität auszeichnen. Entfernt zugleich von der rohen Sinnlichkeit der Negerinnen und der wollüstigen Nichtigkeit der Weißen, die, auf ihren Matten schlummernd, das Leben wie einen unbedeutenden Traum dahinziehen lassen, diese Frauen, die ihrem Stande nach weder zu einer strengen Befolgung der Gesetze der conventionellen Decenz genöthigt sind, noch immer ihre Würde zu behaupten nöthig haben, besitzen eine so hingebende und dauernde Anhänglichkeit, wie man sie vergebens bei den Europäerinnen suchen würde, welche noch so stolz auf ihre moralischen Grundsätze und ihre Scham sind. Sie verachten die Schwarzen ungemein. Oft werden sie von den Weißen als Werkzeuge der Lust betrachtet trotz ihrer Anhänglichkeit und ihrer trefflichen Eigenschaften, sind aber für das leiseste Zeichen der Achtung sehr empfänglich und ihr Herz läßt sich sehr leicht durch die Zeichen des Wohlwollens und der Theilnahme fesseln, welche die Männer dem andern Geschlechte so häufig erweisen.

Herr Leflers war ein dicker französischer, schon etwas bejahrter Kaufmann, ein sehr guter Mensch und Wittwer, den man lieben mußte, wenn man unter Einem Dache mit ihm gelebt hatte. Er behandelte seinen Gefangenen auf Ehrenwort mit aller möglichen Rücksicht; man hatte mir die ganze Stadt als Gefängniß angewiesen. Antoinette unterstützte, so gut sie es vermochte, die guten Absichten ihres Herrn und versäumte nichts, um mir das Leben angenehm zu machen. Sie kennen mich und ich brauche Ihnen meine Schwächen nicht zu verheimlichen. Diejenige, welche in meinen jungen Jahren den größten Raum einnahm und die den größten

Einfluß auf mein Geschick gehabt haben würde, hätte mich mein herumziehendes Seemannsleben nicht immer von den Schlingen gerettet, in die ich alle Augenblicke zu fallen in Gefahr stand, war die Unmöglichkeit, ein hübsches Frauenzimmer zu sehen, ohne ihr die Cour zu machen. Ich habe so ziemlich das Temperament Sterne's, der sagte: „es befanden sich immer in oder über meinem Leben einige Göttinnen, die aus mir machten, was ihnen beliebte. Alle Epochen, in denen sie nicht erscheinen, sind Gurkenzeiten, die nicht zählen, denen ich keine Wirklichkeit beilege und in denen ich dumm und zu jeder Geistesthätigkeit unfähig bin." Sie werden die angezogene Stelle von Sterne in Bezug auf die Creolin Antoinette treffend finden. Die Zeit würde mir ganz trübselig vorgekommen seyn, wenn ich dem hübschen Mädchen nicht einige gewöhnliche Complimente hätte machen können, die sie für Ernst nahm und die mir den Weg zu ihrem Herzen bahnten. In England würde mir das einige Vorwürfe und Nasen eingetragen haben; in Frankreich oder Italien würde man mich lächelnd haben abziehen lassen: Antoinette aber nahm jede meiner galanten Artigkeiten für baare Münze, und ich sah ihre großen schwarzen Augen im mildesten Feuer glänzen, wenn sie früh in mein Zimmer trat und mir Limonade von Leflers brachte. Ich ließ die Sachen gehen, wie sie gingen, und begnügte mich damit, die Soubrette immer mehr zu reizen, so wie auf Kosten der Neger des Hauses eine Menge Tollheiten zu treiben, zu deren Mitschuldigen sich Antoinette gern machte.

Eines Abends, als ich den Ellenbogen auf einen Außenbalkon stützte und mich langweilte, wie man sich langweilt, wenn man jung, kräftig, gesund und gefangen ist und alle Stunden schwer auf uns lasten, erblickte ich einen jener offenen Wagen, deren man sich in diesem Lande bedient und der eben abfahren wollte. Herr Leflers machte den Kutscher und es lagen ziemlich zahlreiche Packete darin. Die Neugierde wird zur Leidenschaft bei denen, die durch die Langeweile von jedem andern Vergnügen abgeschnitten sind. Ich rief Antoinetten, die flink wie ein Reh in mein Zimmer trat und sich freute, gerufen worden zu seyn.

„Man reiset also?" fragte ich. „Was bedeuten diese Reisevorbereitungen? Soll ich mein liebes Kind verlieren?"

— „Nein, ich bleibe, lieber Herr. Hr. Leflers nur begibt sich nach Bellevue."

„Was ist das Bellevue?"

„Sein Landhaus."

„Und Du hast mir nie etwas davon gesagt?"

„Ich habe nicht daran gedacht."

Es schien mir, als wolle mir die junge Creolin etwas verheimlichen: auf alle meine Fragen über Bellevue antwortete sie mit einer gewissen Verlegenheit und geheimen Unzufriedenheit, welche meinen Argwohn bestätigten. Vergebens versuchte ich diesen Schleier des Geheimnisses zu durchdringen, mit dem sie Alles einhüllen zu wollen schien, was Bezug auf dieses Landhaus hatte; sie entging meinen Forschungen oder täuschte meine Neugierde, indem sie bald ein creolisches Lied anfing und meine Aufmerksamkeit auf die lächerlichen schwarzen Offiziere lenkte, die sie so wenig achtete, als ich selbst. Ich war nicht der Mann, der auf einer so kindischen und unbedeutenden Untersuchung so hartnäckig bestanden hätte; ich ließ Hrn. Leflers nach Bellevue reisen, begann meine Narrenspossen wieder und neckte die armen Schwarzen. Man nannte mich endlich den englischen Teufel. Wie viele unschuldige und grausame Streiche habe ich nicht diesen unglücklichen Negern gespielt; alle Hülfsmittel der natürlichen Magie standen mir zu Gebote; die schrecklichsten Gestalten erschienen in der Nacht und der Phosphor glänzte im Dunkel über den Decken, die ihnen als Lager dienten, ein Glanz der Hölle verbreitete sich in dem Saale, in welchem sie miteinander saßen, und gab der Kupferstirn, wie den Ebenholzbacken des Koches Jupiter und der Scheuermagd Diana eine leichengrüne Farbe. Die Zeit mußte doch verbracht werden, und es war eine schlimme Aufgabe, auf St. Domingo zwischen feindlichen Franzosen und noch schlimmern Negern gefangen zu seyn.

„Sie langweilen sich also sehr hier?" fragte mich eines Abends Antoinette, indem sie mir Sorbet brachte.

„Nichts als Dein niedliches Gesicht erfreut mich hier. Und ich frage Dich, was soll ich unter der Menge schrecklicher schwarzer Gesichter thun, vor denen man sich ekelt, wenn man nicht umgebracht wird von ihnen? Ich habe wirklich große Lust, einmal zu sehen, wie es außerhalb der Stadt aussieht."

„Ach, das thun Sie ja nicht."

Das arme Mädchen zitterte, indem sie das Eiswasser auf meinen Tisch setzte.

„Warum so unruhig, Antoinette? Was ist Dir? Ich spreche recht gut Französisch und ein kleiner Ausflug aus dieser Kerkerstadt wird mich keinen großen Gefahren aussetzen."

„Wenn aber doch! Die garstigen Schwarzen bedecken alle Straßen und es vergeht kein Morgen, an dem man nicht Jemanden im Freien ermordet fände."

„Nimm Dich in Acht, Antoinette, es gelingt selten, mich furchtsam zu machen, und wenn Du fortfährst, breche ich auf."

„Hitzkopf!" rief Antoinette, indem sie zu lächeln versuchte und eine Thräne mit ihrem kleinen blau und roth gestreiften Creolenschürzchen abwischte. „Das ist noch nicht Alles; Sie haben Ihr Wort gegeben, und das muß ein Engländer doch wohl halten."

„Wenn Du mich hier zurückhältst, so kehre ich in dem Hause das oberste zu unterst."

Ich glich damals jenen unbezähmbaren Thieren, die wild werden, wenn man sie einschließt; den nächsten Morgen nach dieser Unterhaltung fiel es mir ein, eine große Flasche China zu trinken, welche ich in einem Schränkchen fand und die, statt mir das Fieber zu nehmen, das ich nicht hatte, mir dasselbe in weniger als einer halben Stunde an den Hals brachte.

Meine Absicht war im Anfange gewesen, den Kranken zu spielen, und die Krankheit zu benutzen, um allen meinen Schwarzen einen neuen Streich zu spielen; das Mittel wirkte stärker, als ich es erwartet hatte; man brachte mich in's Bett, ich redete irre und Antoinette war trostlos. Den andern Morgen war ich, obgleich mein unregelmäßiger Puls noch immer Fieber anzeigte, so weit wieder zur Vernunft gekommen, um über meine Plänkeleien mit den Schwarzen nachdenken zu können. Die Flüssigkeiten, mit denen ich ihnen das Gesicht wusch, und die fürchterlichen Sprünge, die ich in meinem Bette zu ihrem großen Entsetzen machte, verursachten mir vielen Spaß, an den ich nicht denken kann, ohne noch zu lachen, ob ich gleich nun alt und ernsthaft geworden bin.

Schlimmer wurde es, als ein kleiner lahmer, untersetzter Arzt mit einem eckigen Kopfe, spitzer Nase und einer Stirn mit zahllosen Falten, gleich den Wasserkastanien, die auf allen Seiten nur Spitzen und Rauhheiten zeigen, erschien und kategorisch erklärte, er müsse mir zur Ader lassen. — Mir zur Ader lassen! Von dem Augenblicke an, als ich diese blutdürstige Nachricht erhielt, durfte sich, Antoinetten ausgenommen, Niemand mehr meinem Bette nähern. Dreimal versuchte der Arzt mit Beihülfe eines Apothekers und eines jungen Chirurgen, seinen Kranken mit Sturm zu erobern; ich schlug das Eroberungsheer zurück, erst mit allen Wurfwaffen, die ich erreichen konnte, dann durch die Flucht, die meine Verfolger nöthigte, mir von dem Keller auf den Boden und von dem Boden in den Keller zu folgen. Um ihren letzten Versuch zurückzuweisen, kam ich auf noch etwas Besseres; ich nahm die rothen Vorhänge meines Alkovens und die weißen Vorhänge an meinem Fenster, und machte daraus einen mehr malerischen als dauerhaften türkischen oder arabischen Anzug, der mir ein ungemein ehrwürdiges Aussehen gab; der Turban besonders, der roth war, hatte einen Durchmesser von 5 bis 6 Fuß. Ein gegen sechs Fuß hoher Secretär stand zwischen beiden Fenstern. Ich hatte den Orient gesehen, es war eine Erinnerung von den auf dem Divan kauern-

den Türken in meiner Krankenphantasie geblieben, und ich kauerte mich also, einen großen Säbel auf den Knieen, ein Pistol in der rechten und eines in der linken Hand, einen großen Krug mit Wasser vor mir oben auf dem Secretär. Als die Schaar der Aerzte, Apotheker und Neger, verstärkt durch den zurückgekehrten Leflers und die hübsche Antoinette, die Thür meines Zimmers öffnete, erblickte man mich ernst wie einen chinesischen Mandarinen, und auf Bitten der Einen, wie auf die Drohungen der Andern und die freundlichen Worte Antoinettens durch wiederholte Samalecs und das Spannen des Hahnes meiner Pistolen antwortend. Der Hausbesitzer warf einen schmerzvollen Blick auf sein kahl gemachtes Zimmer und auf die Vorhänge, und während Antoinette den Arzt bat, den armen jungen Mann in Ruhe zu lassen, steckte sich ein Gehülfe des Apothekers mit einer Klystierspritze hinter eine Thüre und hoffte meine Kriegslust durch eine Douche von unten abzukühlen. Ich errieth seine Absicht und gerieth in heftigen Zorn. Ohne zu den mörderischen Waffen, die ich bei mir hatte, zu greifen, nahm ich meinen Krug mit Wasser, schleuderte ihn nach dem maliziösen Apothekergehülfen, sprang, die beiden Pistolen in der Hand, von dem Secretär herunter, und hatte die Freude, die ganze Schaar der Feinde vor mir fliehen zu sehen. Der Sekretär war mir gefolgt, und in das Donnern desselben auf dem Fußboden mischte sich ein verworrenes Geschrei, die Ausrufungen Antoinettens und die eiligen Tritte der Schwarzen, welche die Treppe mehr hinunter kollerten als liefen. Nach diesem glänzenden Siege richtete ich den Secretär gelassen wieder auf und rückte ihn an die Thüre, um diese zu verbarrikadiren. Niemand zweifelte daran, daß ich von gefährlichem Wahnsinne befallen sey; ich hatte meinen Zweck erreicht und begnügte mich mit diesem Siege.

Aber es war nicht Alles: die erheuchelte und ernst gewordene Krankheit hatte meinen Widerwillen vor der Gefangenschaft gesteigert. Warum sollte ich die günstigen Umstände nicht benutzen? Warum sollte ich die so sehr gewünschte und so lange verlorene Freiheit nicht ein wenig genießen? Da ist ein Balkon und unter diesem Balkon ein Garten, den ein Geländer umschließt; ist dies nicht ein glücklicher Umstand, der mich, wenn auch nicht gerade zur vollständigen Freiheit, so doch zu dem Vergnügen führen kann, ein wenig im Freien herumzuschweifen? Höchst wahrscheinlich ließ man mich nun in meinem Zimmer in Ruhe; ohne Zweifel wagte weder der Doktor noch der Apotheker einen Sturm auf die verbarrikadirte Thür des Kranken. Lanzetten und Klystiere waren definitiv in die Flucht geschlagen, und diesen Umstand mußte man benutzen. Ich faßte also rasch einen Entschluß und fing an, mit der Scheere und Nadel, die mir Antoinette im Zimmer gelassen hatte, die Jacke eines freien Negers und einen rothen Gürtel zu machen, wie sie allgemein getragen wurden. Mit einer Flasche Wichse färbte ich so schwarz wie Ebenholz mein Gesicht, meinen Hals und meine Hände. Mit Ausnahme der Dicke der Lippen und der krausen Wolle, welche die Neger Haar nennen, hätte man mich wirklich für einen Eingeborenen von Dongola halten können; auch wünschte ich mir Glück zu der Art, wie ich mich gefärbt hatte, als ich stolz vor dem kleinen Spiegel herumspazierte, der mein Zimmer schmückte. Es wurde Abend; ich maß die Höhe des Balkons; ein kurzer Strick, den ich an das Geländer befestigte, erleichterte mein Hinuntersteigen, und ich flüchtete mich an das Stacket, wo ein Haufen von Baumwolle mich verbarg. Kaum hatte ich mich in diese etwas unangenehme Stellung gedrückt, als ich Stimmen hörte, die meinem Ohre näher kamen, und die aus einem Stalle in der Nähe zu kommen schienen, von dem mich nur einige Bretter trennten. Ich horchte aufmerksam. Das schlechte Französisch, das man sprach, der seltsame Dialect, dessen man sich bediente, und die Betonung schienen schwarzen Sclaven anzugehören. Ich will den lächerlichen Jargon nicht copiren, und man erlaube mir, meine Neger wie andere Leute sprechen zu lassen.

„Dieser Teufel von Engländer hat uns viel Schaden gethan," sagte der Erste.

„Ja, aber jetzt schläft er."

„Nun Du, Jupiter, begleitest Du uns nach Bellevue?"

„Jetzt ist es Zeit, den Schlag auszuführen. Der Herr ist ohne Vertheidigung und Niemand bewacht das andere Haus."

„Ich habe keine Lust, mich bitten zu lassen," sagte ein Dritter.

„Es ist nichts zu fürchten," fiel der Erste wieder ein; „der Herr wird es erst später erfahren, und dann sind wir schon weit fort."

„Das Geschirr wird schwer fortzubringen seyn."

„Nein," erwiederte ein anderer, „wir können es gegen Geld vertauschen, wann wir wollen."

(Forts. folgt.)

Ueber die
Düsseldorfer Gemälde-Ausstellung
von
Adolph J....sch.

Wenn wir Sohns großes Gemälde ausnehmen, so bietet die zeitige Ausstellung im historischen Fache wenig Bedeutendes dar, und Manches würden wir noch dazu wegwünschen; dagegen sind dem Publikum gute Genrebilder und treffliche Landschafts-Gemälde von hiesigen und auswärtigen Künstlern übergeben worden. Ueber diese sey uns hier erlaubt, so weit es der Raum dieses Blattes gestattet, einige Bemerkungen mitzutheilen.

Hierbei werden wir vorzugsweise die Werke hiesiger lebender Künstler ins Auge fassen und ohne bestimmte Ordnung zu Werke gehen.

Unsere Aufmerksamkeit nimmt zunächst Sohn's Tasso und die beiden Leonoren in Anspruch. Wir können nicht satt werden, dieses Meisterwerk immer wieder von Neuem zu betrachten. Hat der Künstler in der Wahl des Gegenstandes einen glücklichen Wurf gethan, so ist ihm nicht weniger die Composition gelungen und die Behandlung des Ganzen, wie des Einzelnen bekundet den Meister von Fach. Namentlich können wir den Kopf des Tasso nicht genug bewundern und es haben die Kunstrichter nicht Unrecht gethan, an den großen Meister Titian zu erinnern. Die Hauptfiguren würden noch mehr hervortreten, wenn der Hintergrund und die Beiwerke in ein anderes Verhältniß zum Ganzen gestellt wären. Ihre dunkle volle Frische, Lebendigkeit und kunstvolle Anordnung drückt sehr auf die Hauptbilder. Freilich würden wir jetzt die schönen landschaftlichen Partien ungern entbehren. Der verdeckte Gang an den Springbrunnen vorbei, ist in einem wahrhaft zauberischen Lichte gehalten und überall tritt in der Umgebung der Hauptgruppe eine Frische, Lebendigkeit, Natürlichkeit und reicher Farbenschmelz hervor, der nichts zu wünschen übrig läßt. Auch der Ausdruck der ersten Leonore in Kopf, Haltung und Faltenwurf ist in höchstem Grade vollendet zu nennen, nur glauben wir, daß sie den Kopf allzusehr nach der linken Schulter zu hängt. Wenigstens finden wir diese Haltung nicht schön genug und der große Künstler hätte wohl den schmachtenden verstohlnen Blick zu Tasso hinüber edler ausdrücken können. Die zweite Leonore scheint in ihrer Haltung etwas Steifes, Kaltes und Statuenartiges zu haben. Sollte sie nicht sehr an Ausdruck gewonnen haben, wenn der Künstler sie ihre leidende Schwester anblickend dargestellt hätte, die in der Verlegenheit, auf den Tasso zu stoßen, gleichsam unwissend die Hand der begleitenden Freundin berührt? Im Uebrigen wollen wir es der Beurtheilung des Meisters überlassen, in wie weit Vorwürfe gegründet sind, die auswärtige Blätter auch in anderer Hinsicht über diese Figur geäußert haben. Wir können Herrn Sohn zu diesem Meisterwerke nur Glück wün-

schen und den Wunsch aussprechen, daß er das Publikum mit so gelungenen Werken oft beglücken möge.

Nächstdem zog uns vor Allem Lessings Farbenskizze an, die zu großen Hoffnungen berechtigt. Der große Seelenmaler scheint hier ganz in seiner Sphäre zu seyn. Huß wird verhört, aber der Stab ist schon über ihn gebrochen. Mag er die besten Gründe vorbringen, mögen seine Absichten die edelsten seyn; fort muß er, seine Uhr ist abgelaufen. Dies auszudrücken, scheint uns des Künstlers Absicht zu seyn. Wir sind im höchsten Grade begierig, das Bild vollendet zu sehen. Möge es ihm dazu nie an Zeit und Kraft fehlen!

Jesus im Sturm auf dem Meere von Haach ist ein ziemlich gut componirtes Gemälde. Bei der Menge der Figuren treten die einzelnen deutlich hervor, und bilden im Zusammenhange wieder ein wohlgefälliges Ganze. Dennoch läßt das Kunstwerk noch viel zu wünschen übrig. Die Farbenbehandlung ist zu unbestimmt und die Töne sind mehr das Auge blendend und durch Gegensätze gehoben, als durch eine kräftige, naturgemäße Vertheilung von Kälte und Wärme. Den Köpfen fehlt Originalität und Charakter, weil dem Künstler die Tiefe der geistigen Anschauung abgeht, es fehlt ihnen der Ausdruck und die Seele. Der Beschauer wird in ihnen wenig Verschiedenheit wahrnehmen. Somit scheint uns der Künstler ein besserer Componist zu seyn, als die Fähigkeit zu besitzen, ein in diesem Umfange entworfenes Gemälde gehörig auszuführen; denn offenbar hat Herr Haach im vorliegenden Gemälde den Stoff nicht bewältigen können.

Boser, Egmond und Klärchen nach Göthe können wir ebenfalls zu den bessern Werken zählen. Der Gegenstand ist ansprechend und gut gewählt, und mit Liebe und Sorgfalt ausgeführt, aber nicht tief genug gefühlt. Es fehlt der weiblichen Figur der seelenvolle Blick, und die anschmiegende, zarte Weiblichkeit. Daher das Gemälde nicht in dem Grade anspricht, als es wohl könnte, wenn der Künstler der Darstellung mehr Wärme gegeben hätte.

Als ein recht werthvolles Kunstwerk nennen wir ferner das Gemälde von Clasen: Chlodwig und Clotilde. Wir wissen, daß Clotilde ihren Gemahl, den fränkischen König Chlodwig, immer vergeblich anging, das Christenthum anzunehmen. Ein solcher Moment ist's, den der Dichter aufgriff und darstellte. Chlodwig gibt seiner Gemahlin das von ihr eben gereichte Crucifix zurück, nicht wissend, was er damit beginnen soll und unbekannt mit der Bedeutung desselben. Ueber ihm steht noch im Dämmerlichte der wilde Götze, welcher im Contrast mit dem Christusbilde eine recht gute Wirkung bei dem Beschauer hervorbringt. In dem Gesicht des Clodwig drückt sich Verwunderung und Zorn aus. Offenbar hat sich der Künstler ihn unwillig gedacht wegen der immer wiederholten Bekehrungs-Versuche der Chlotilde, die neben ihm sitzend mit ernster Miene die rechte Hand erhoben hat, anzudeuten, daß der, welcher hier im Abbilde sey, oben im Himmel throne. So hat Herr Clasen die Idee gut erfaßt, aber dennoch zeigt sich in dem Bilde eine zu strenge Behandlungsweise. Die beiden sitzenden Figuren in Gemüths-Aufregung bringen in dieser Stellung nicht den gewünschten Effekt hervor.

Bendixens Erminia ist ein in jeder Hinsicht verunglücktes Gemälde. Es hat auf uns einen nicht viel größern Eindruck gemacht, als ein Tapetengemälde, wobei wir noch nicht an die in Pompeji aufgefundenen denken wollen. Nach der scharf begränzten Röthe der Wange zu urtheilen, müßte Erminia die Schwindsucht gehabt haben, worüber jedoch Herr Bendix schwerlich wird Belege aus Tasso vorbringen können. Wir würden ihm rathen, sich künftig erst an kleinern Gemälden zu versuchen, da es uns scheint, als ob er im vorliegenden Bilde nicht das Maaß seiner Kräfte gekannt hätte.

Ein gleiches Machwerk sind die Genrebilder des Herrn Melzer aus Posen, die durch ein hineingebrachtes Farbenspiel ersetzen sollen, was ihnen an innerem Werthe abgeht. Sie sollten billigerweise ein Wachsfiguren-Kabinet zieren, als eine Gemälde-Sammlung. Die runden Linien, die auch die Natur liebt, gefallen uns sonst recht wohl, nur müssen sie in einem Gemälde nicht förmlich mathematisch berechnet werden können.

(Forts. folgt.)

Miszellen.

Privatleben der Fürsten. Im fünfzehnten Jahrhundert war es doch schon eine große Seltenheit, wenn ein deutscher Fürst nicht lesen und schreiben konnte. Vom hessischen Landgrafen Ludwig (regiert von 1413 — 1458) wird diese Ungelahrtheit als etwas Besonderes angeführt. Weil er nämlich in seiner Jugend „an Libe mager, dorre und jemerlichen" war, so wollte ihm sein Herr Vater „solche Burden nit uffladen, biß so lange, daß er sterker und berter wurde" Als aber sein Körper härter geworden, war wahrscheinlich auch sein Kopf zu hart zum Lernen.

* * *

In der Instruktion, die Herzog Christoph von Würtemberg zur Erziehung seines neunjährigen Prinzen (1563) vorschrieb, heißt es: Sein Trank zu Tisch ist „das gewohnlich Becherlin voller Weins ongemischet." Wollte er mehr trinken, so erhielt er jenen Becher voll gesottenen Wassers. — Alle vierzehn Tage soll er einmal schweißbaden, und zwar vor dem Mittagsessen; sonst soll ihm alle acht Tage der Kopf mit der Lauge gewaschen werden. — Ist der Prinz unartig, zänkisch, unflätig, soll ihn der Hofmeister mit Ruthen streichen.

* * *

Aus der Erziehungsvorschrift für Pfalzgraf Friedrich IV. vom Jahre 1582: Der Prinz soll deutsch, lateinisch, griechisch und französisch lernen, und wenigstens die beiden ersten Sprachen rein und zierlich reden können. — Der Cursus ist auf zehn Jahre vertheilt: erstes Jahr' Katechismus und Anfangsgründe der Sprache. 2. Annus Donati. 3. Annus vere grammaticus. 4. Ebenso. 5. Griechisch und Ciceros Episteln, auch Argumente. 6. Dialektik und Rhethorik, Arithmetik. 7 Das vorige, und dazu Physik und Astronomie. 8. Ethik, Cicero, Aristoteles, Plato, Geographie. 9. Repetition des Vorigen und Jurisprudenz nach den Institutionen und dem Corpus juris. 10. Historie dazu. — Die Lebensordnung war folgende: Winters wie Sommers geht der Prinz um acht Uhr zu Bett und schläft bis sieben Uhr. Von 8 bis 9½ Unterricht. Um 10 Uhr Mittagsessen, während dessen Historien vorgelesen werden. Bis zwei Uhr Spiel und Kurzweil, nämlich: Montags, auf der Tafel spielen, Dienstags das Hühner- und Fuchsspiel, Mittwochs Musik, Donnerstags Armbrustschießen, Freitags Mhlen, Samstags Rechnen, Sonntags Psalmen, Musik. — Von zwei bis vier Unterricht; vor dem Abendessen Spazieren, Fechten, Springen, Ballschlagen, Reiten u. s. w.; um fünf Uhr Abendessen, und hernach wieder Spiel und Leibesübung. Eine halbe Stunde vor acht noch „ein Bißlein Brod und ein Trünklein."

Groß-Königsdorf bei Köln, vom 10. Juli. Bei Gelegenheit der Erdarbeiten an der rheinischen Eisenbahn fanden die Arbeiter vorgestern in der Nähe der hiesigen Windmühle, 32 Fuß unter der Oberfläche, nebst mehren Knochen die beiden obern Eckzähne eines fossilen Elephanten, wovon der eine noch 2 Fuß 8 Zoll und der andere 1 Fuß 8 Zoll rheinisch lang ist.

In Devonport wurde am 28. Juni, am Jahrestage der Krönung Ihrer Majestät der Königin, das neue Linienschiff Nil, von 92 Kanonen, vom Stapel gelassen. Seine Länge ist 240 Fuß, die Breite 54 Fuß, seine Höhe 58 Fuß. Bei der Feierlichkeit waren gegen 50,000 Menschen anwesend.